

Bezugspreis
für Halle und Umgebungen 2,50 Mark
für die Post bezogen 3 Mark
Der halbjährige Betrag ist vorab zu zahlen.
Die halbjährige Zeitung erhebt sich auf 1,25 Mark.
Einzeln-Bezüge 10 Pfennig.
Mehrfache Abbestellungen, halbjährige Konten, ganzjährig fortgesetzte Abbestellungen, Zahlungen in Raten, sind willkommen.
Zustellungsbedingungen für den Postbezug, nach Befragen, in Kantonsverwaltungen, L. v. Pross, Postamt, Berlin, S. 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Abend-



Ausgabe.

Anzeige-Gebühren
In der halbjährigen Zeitungs- oder deren Raum für Halle 15 Pfennig, für 20 Pfennig.
Kleinere Anzeigen bei der Expedition und allen Zinsen-Expeditoren.
Anzeigenannahme bei der Expedition, Leipzig, Hauptstraße, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200.

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Jr. 88. — Jahrg. 192.

Halle a. S., Dienstag 21. Februar 1899.

Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87.
Verleger: Hermann: Berlin SW., Unter den Eichen 2.

Abonnements-Einladung

für den Monat
März.

Alle Postanstalten, sowie die unterschriebene Expedition nehmen Bestellungen auf unsere Zeitung für den Monat März entgegen.
Abonnementspreis für Halle a. S., Giebichenstein und Trotha 55 Pfg., bei allen Postanstalten 100 Pfg.
Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die Zeitung auf Wunsch bis Ende dieses Monats kostenlos.
Halle a. S., im Februar 1899.
Verlag der Halle'schen Zeitung, Landeszeitung für die Provinz Sachsen.

Deutsches Reich.

* Die neuen Aufträge. Dem Vernehmen nach werden die Berliner Wähler nach der preussischen Staatsregierung bezüglich des Auftrags der neuen Aufträge auf dem Standpunkte, daß es bei dem schon reichsrechtlich festgestellten Termine vom 1. Januar 1900 bleiben muß.
* Herr Stroh. Fast drei Tage lang ist im Reichstage Herr Stroh gedrungen worden. Der dänische Minister Johannsen, der mit Hilfe der Sozialdemokratie eine Dänen-Debatte provoziert hatte, kann auf keinen Erfolg rechnen. Der Hoffnung allerdings, daß der Reichstag, angemein der würdigen Haltung der Regierung, von einer Besprechung der Interpellation absehen würde, mußte man von vornherein absehen, da der Reichstag sich für solche Unternehmungen „uninteressant“ zur Verfügung stellt. Die provokatorischen Reden der radikalen Fraktionen waren es denn auch, welche die übrigen Parteien zu Entgegnungen nötigten. Der Reichstag hat dadurch viel kostbare Zeit verloren; daß durch die Debatten eine Aenderung der kraftvollen Dänenpolitik herbeigeführt werden könnte, ist nicht anzunehmen. Unter der Voraussetzung des Reichstages steht Preußen denn doch noch nicht. Behauptet ist es, daß auch Herr Dr. Meier — unter lebhaftem Beifall der Sozialdemokraten — gegen die nationale Politik in Deutschland auftritt; es war dies offenbar die Konsequenz der Polemik des Zentrum, Gerade in der Polemik aber haben die Katholiken in den letzten Jahren recht schlechte Erfahrungen gemacht; eine Revision dieser Politik würde sich also empfehlen. Den dänischen Ministern aber hat Herr Graf von Lindemann den besten Rath gegeben, indem er ihnen rief: Lassen Sie in Norddeutschland ihre Hände von jeder demagogischen Agitation, sonst könnte man Sie noch schärfer und härter anfallen, als bisher geschehen ist!

* Zur Vorbereitung der Handelsverträge. Die beiden wichtigsten Vorbereitungen für die zukünftige Zoll- und Handelspolitik, welche gegenwärtig gefördert werden, sind die Verhandlung des Handelsvertrages mit dem Vereinigten Königreich und das Zolltariffgesetz. Das Material, welches auf die produktivsten Erhebungen bei den zuerst in Angriff genommenen Gewerbezweigen im Reichsausschuss eingegangen war, ist gesichtet und in seinen Ergebnissen vorläufig geordnet. Wie bekannt, hat bei der

Mehrzahl dieser Gewerbezweige sich nur ein geringer Bruchtheil der Betriebsunternehmer zur Abgabe der von ihnen gewünschten Zahlen nicht verhalten. Um für diese zu einem positiven Ergebnis zu gelangen, bleibt nur der Weg der Schlichtung übrig. Gegenwärtig ist in verschiedenen Berufsgenossenschaften, in denen ja die Vertrauensmänner die betreffenden Betriebsverhältnisse am besten kennen, das Schlichtungsverfahren eingeleitet. Sobald auch dieses beendet sein wird, wird man die ersten zutreffenden Zahlen über die Produktion der einzelnen Gewerbezweige, soweit sie den Berufsvereinigungen angehören, feststellen können. Das Zolltariffgesetz befindet sich noch in dem Stadium der Begutachtung durch die Einzelregierungen. Es darf nunmehr aber als sicher angenommen werden, daß, sobald es irgend möglich ist, b. h. sobald länderliche Gutachten der Regierungen vorliegen und die sich daraus ergebenden Aenderungen und Ergänzungen vorgenommen sein werden, den Interessenten das Schema zugänglich gemacht werden wird. Regierungseitig wird darauf Bedacht genommen werden, daß dieser Zeitpunkt möglichst früh eintritt.

* Genossenschaftswesen. Wie schon kurz mitgeteilt ist, gehörten Ende Juni 1898 nach amtlichen Erhebungen im Königreich Preußen von 1000 der Bevölkerung 35,48 zu Genossenschaften. Die Verteilung der Genossenschaften auf die einzelnen Provinzen ist recht verschieden. So waren von 1000 der Bevölkerung in Hessen-Nassau 76,89 Genossenschaftler, in Hannover 48,06, in Sachsen 41,35, in Württemberg 39,62, in Ostpreußen 35,15, in Schlesien 34,15, in Pommern 32,60, in Mecklenburg 30,98, in Westfalen 30,09, in Brandenburg 30,07, in Westpreußen 24,44, in Ostpreußen 18,53 und in Berlin 11,20. In Hessen-Nassau ist demnach das Genossenschaftswesen immer noch dreimal so stark ausgebreitet als in Westpreußen. Man ersieht jedoch aus den Zahlen, daß auch allmählich in den östlichen Provinzen, unter denen Polen besonders hervorsticht, der Werth des Genossenschaftswesens immer mehr vorwärt und auf seine Ausdehnung deshalb immer größeres Gewicht gelegt wird.

* Wie die Sozialdemokratie gegen die Gerichte steht. Die sozialdemokratische Verlegung unserer Gerichtsbehörden geschieht ganz systematisch und es ist hohe Zeit, daß diesem zersetzenden Treiben Einhalt geboten wird. Es verzeichnet der „Vorwärts“ das

Urtheil des Saugener Landgerichts, wodurch zwei Schneider wegen versuchter Raubthat, Verdröhung und Belästigung mit je einem Monat Gefängnis bestraft worden sind, unter der Aufsicht „Zuchthaus für Sachsen“. Man wird also „Genossen“ gar nicht mehr bestrafen dürfen! Beachtenswert ist aber folgende Bemerkung, die das sozialdemokratische Centralorgan an dieses Urtheil knüpft: „Die Angeklagten bestritten solche Raubthaten aber und der Verteidiger war der Ansicht, daß der Beweis nicht zweifellos erbracht wäre. Das Gericht war aber anderer Meinung“. Hier soll also den „Vorwärts“ Lesen die Meinung beigebracht werden, der Gerichtshof habe Schuldlos verurtheilt. Ist denn aber bei Rechtsprüden jemals der Widerspruch der Angeklagten oder die Ansicht der Verteidiger maßgebend gewesen? In diesem Falle würde es überhaupt niemals zu Berufungen kommen. Der „Vorwärts“ beweist aber durch solche Auslassungen, daß er es auf eine allgemeine Herabsetzung der Gerichte abgesehen hat und das darf auf keinen Fall gebuldet werden.

* Die „Umgangsformen des deutschen Volk's“. Der sozialdemokratische Abgeordnete Heine hat in einer Berliner Versammlung den deutschen Volksscharakter auf das Schmächtigste beleidigt. Er hat nämlich erklärt, die Drohung „schlägt den Hund todt“, die bei dem Löbener Ueberfall ausgeprochen wurde, sei die „Sprache des Volkes“ und die Wohltheitsverbrechen seien die „Genosse“. Seine logar als entwürdigende heuchlerische, antipräsidenten „Umgangsformen des Volk's“. Das ist entschieden eine der argsten Beleidigungen des deutschen Volksscharters, die je mal ausgesprochen worden sind. Man mag in der Sozialdemokratie solche „Sprache“ und solche „Umgangsformen“ für „berechtigte Eigentümlichkeiten“ halten, so ist man in der deutschen Volksseele anderer Ansicht. Vor dem Bestehen einer starken sozialdemokratischen Agitation waren ja auch die Wohltheitsverbrechen teltener, Verhöhnungen der Jugendkinder kaum zu spüren. Zeit wachen um diese Früchte sozialdemokratischer „Umgangsformen“ über den Kopf, und die sozialdemokratische Presse legt es darauf an, auf diese Weise immer weitere Volkstheile „aufzufressen“ und in eine Sprache und in Umgangsformen hineinzuweisen, die dem deutschen Volksscharakter grundwichtig fremd sind. „Genosse“ Heine verlangt für das Volk Richter, die diese „Sprache des

Ein deutscher Satiriker.

(Nachdruck verboten.)
Zum 100 jährigen Todestage G. C. V. d. V. d. V.
Von Dr. Adolph Kohut (Berlin).
Er hat keine großen, epochenmachenden Werke geschaffen und in der National-Literatur keine Umwälzung hervorgerufen, aber trotz alledem gehört er zu den geistreichsten, mitigsten und interessantesten Charakterköpfen Deutschlands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Mit seinem feinsinnigen, feinen, überaus reichen Frohsinn, satirischer Kraft der Darstellung und dabei Grazie des Ausdrucks vereinigt er das humoristische Talent eines Laikate, und eines Heine in sich. Die kleinen Abhandlungen und Bemerkungen, die er bei Lebzeiten veröffentlichte, und die aus seinem Nachlass nach seinem Tode herausgegebenen Satiren sind eine wahre Fundgrube des prächtigen Humors und des beifälligen, stets den Nagel auf den Kopf treffenden Sarkasmus. Hierzu gesellt sich noch der Umstand, daß er ein freisinnig gekannter Mann voll Würde und Gerechtigkeitsliebe, voll reiner Uebereignungstreue, nicht nur ein Talent, sondern auch ein Charakter war, der es als ein Herzensbedürfnis empfand, die lächerlichen Seiten seiner Zeitgenossen zu geißeln und viele gesellschaftliche Missstände mit der Laune seines Spottes zu überlegen, um dadurch die Bahn für eine vernünftigeren und glücklicheren Entwicklung frei zu bekommen.
Diese zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, als G. C. V. d. V. d. V. seine glänzende Wirksamkeit als Satiriker entfaltete, konnte man ja das Zeitalter des Barock, des Mystizismus, des Wunderlichen, ja des Uebernatürlichen nennen. Da trat G. C. V. d. V. d. V. auf, der die Menschen und ihre Charaktere in übernatürlicher Weise dadurch beurtheilte, daß er nur deren Selbstbeurteilung fand, und die Zeitgenossen schamten auf die oft so abförmigen Beschreibungen des Jülicher Hofgenossens. Da war es V. d. V., der in zahlreichen Schriften, wie z. B. in seinem „Fragment von Schwänzen“, gegen die thörichten Karrenposten seine Stimme erhob und auf die Gefahr hinwies,

die die allmähliche Ausbreitung der verrückten Ideen Lavaters im Gefolge haben mußte, wiewohl er selbst keineswegs den Zusammenhang zwischen Körper und Geist leugnete. Gehörte er doch auch zu den hervorragendsten deutschen Philosophen seiner Zeit und hat u. A. die nach ihm benannten elektrischen Stürmer erfunden. Er hat die Ausrichtungen der kraftgenialischen Stürmer und Dränger dem Gelächter preisgegeben. Namentlich in seiner „Mittelschrift der Bahngänger“ verpörrte er die Schwelmelei jener Originalgenies mit ihrem lächerlichen, komischen Gebahren. Hier läßt er die Bewohner eines Irrenhauses an die Landesregierung eine Mittelschrift um die Anlegung einer Bibliothek einreichen. Man glaubt in Deutschland jetzt, so heißt es in jenem Schriftstück, ein Mann habe überhaupt keinen Spott, wenn er nicht gemeinlich darauf laufe, wenigstens keinen Originalgenie, da aber dieses Geschäft für manche mit Schwierigkeiten verknüpft ist, so hätte sich einige Bewohner des Irrenhauses entschlossen, es für ihn zu übernehmen, und böten sich an, jeden Stoff nach dieser neuen Methode zu bearbeiten.
Aber auch zahlreiche andere Aberrationen und Engbergigkeiten seiner Zeitgenossen geißelte er mit der Bitterkeit eines Satirikers von Gottes Gnaden, indem er seine kritische Sonde an die politischen und gesellschaftlichen Wunden anlegte, ohne dabei nach rechts oder links zu blicken oder sich vor den Konsequenzen seines Zutretens zu fürchten. Zu jener Zeit, als die französische Revolution ihre Orgien feierte und Napoleon Bonaparte sich als ihr Bürger entpuppte, schrieb er seine politischen Bemerkungen, die sich durch unübertreffliche Klarheit und scharfen Geist auszeichnen.
Ergötzlich, lehrreich und eigenartig sind alle seine Bemerkungen, mögen sie sich auf die literarischen, wissenschaftlichen oder wahren Inhalts immer sein, wahrhaft goldene Früchte in silbernen Schalen. V. d. V. zeigt sich hier als ein Menschen- und Herzensbedürfnis ersten Ranges, dem nur wenige große Geister der Weltliteratur an die Seite gestellt werden können. Besonders sind seine moralischen Bemerkungen gemeinlich ebenso drastisch wie brillant. Einige davon, die nach am harmlosesten sind, mögen hier als Proben mitgeteilt werden.
„Es ist gewiß ein sicheres Zeichen, daß man besser ge-

morden ist, wenn man Schulden so gern bezahlt, als man Geld einnimmt.“
„Alle Tugend aus Vorsatz taugt nicht viel, Moral oder Gewohnheit ist das Ding.“
„Wenn ich je eine Predigt bruden lasse, so ist es über das Vermögen, Gutes zu thun, das jeder beifügt; der Herr hole unter Döseln hinein, wenn nur der Herr Gutes thun könnte. Jeder ist ein Fürst in seiner Lage!“
„Ordnung führt zu allen Tugenden, aber was führt zur Ordnung?“
„Je größer der Mann ist, desto strafbarer ist er, wenn er Fehler derer anspricht, die er erkennt.“
„Wenn Gott die Geheimnisse der Menschen bekannt machte, so könnte die Welt nicht bestehen, es wäre, als wenn man die Gedanken anderer sehen könnte.“
„Ehe man tadeln, soll man immer erst versuchen, ob man nicht entschuldigen kann.“
„Man fängt sein Testament gewöhnlich damit an, daß man seine Seele Gott empfiehlt, ich unterlasse dies mit Recht, weil ich glaube, daß solche Recommendation wenig fruchtet; wenn sie nicht durch das ganze Leben vorangehen, sind viele Recommendationen wie Gabelnbesetzungen, ebenso leicht wie unrichtig.“
Selbstverständlich hat der Satiriker V. d. V. auch über die Frauen sein Urtheil abgegeben. Er selbst war mit einem Mädchen aus niederm Stande überaus glücklich verheiratet, und diese seine Verbindung erinnert vielfach an diejenige Goethes mit Christiane Vulpius und die Heirat Heines mit Mathilde Miraal. Sehr anerkanntes und herrliche Ideen, zugleich aber sehr malitiose Bemerkungen hat er über das weibliche Geschlecht veröffentlicht.
„Was die mehr Freundschaft und noch mehr das glückliche Band der Ehe so entscheidend macht“, sagt er einmal, „ist die Erweiterung des Vöds und zwar durch ein Feld hinaus, das sich in einzelnen Menschen durch keine Kunst schaffen läßt. Wer seine Verdienste gerne rühmen höre, finde in der Frau ebenfalls ein Publikum, gegen das er sich rühmen könne, ohne Gefahr, sich lächerlich zu machen.“





Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleſchen Zeitung
Landeszeitung für die Provinz Sachſen und die angrenzenden Staaten.

44.

Halle a. S., Dienstag, den 21. Februar.

1899.

(Nachdruck verboten.)

Aurora's Prüfungen.

Von C. Lovett-Cameron.

3)

„Wie wunderſchön, wie freundlich, wie rüchſichtsvoll, wie gutherzig von ihm!“ ſtimmte Frau Bevan ihnen bei, als ein Schatz nach dem anderen von ihren freudig erregten Töchterchen gehoben wurde, „Du mußt zugeben, Aura, daß es ſehr göttlich von Herrn Strange iſt!“

„Ich finde es ſehr unverſchämt!“ ſagte Aura, der eine heiße Bornesröthe in die Wangen geſtiegen, und wandte ſich ab.

„Was ſollen wir mit Geſchenken von einem Menſchen, den wir bisher nie geſehen haben! Was ſoll es heißen, daß er uns etwas ſchenkt? Ich möchte, Du ſchickteſt ihm den Korb zurück, Mama.“

„Zurückſchicken? Oh, Aura, wie kannſt Du nur ſo reden? Wie undankbar wäre das! Weſhalb biſt Du ſo ſchroff gegen den armen Herrn Strange? Ich bin überzeugt, er meint es gut, und — und ich mache mir ſo viel aus wirklich guten Blumen und Trauben, liebes Herz, und wir bekommen jezt nie etwas Derartiges!“ und Frau Bevan fing an, leiſe vor ſich hin zu weinen.

Aura warf ſich neben dem Sopha ihrer Mutter auf die Knie.

„Geliebte Mama, es iſt ſchlecht von mir — das weiß ich wohl! Der arme Mann kann ja nichts dafür, daß er von niederer Herkunft iſt! Und es freut mich, daß Dir ſeine Blumen gefallen — ſie ſind entzückend; Du ſollſt ſie alle haben — alle miteinander! Komm, Luife, hilf mir, Mamas Sopha wieder ins Morgenzimmer hinüber zu ſchieben, und dann ſollt Ihr Beide die Blumen in die blauen Vaſen auf ihren Tiſch ſtellen und die Früchte in die alte Porzellanſchale legen. Ich bin ſo froh darüber, Mütterchen, daß Du ſolche Freude daran haſt! Natürlich freut es mich, daß Herr Strange ſie uns mitgebracht, da ſie Dir ſo gefallen!“

Den kleinen Mädchen machte es großen Spaß, das Zimmer ihrer Mutter mit der reichen Ausbeute der Strangeschen Warinhäuser zu ſchmücken und beim Verzehren der Trauben und Pfirſiche zu helfen. Aber nachher ſchüttete Aura Davie ihr Herz aus, als das Geſchwifterpaar in der Dämmerung des Sommerabends mit einander durch den Garten ſchlenderte.

„Es iſt wohl das Gefühl, arm zu ſein, das Einen ſo empfindlich macht, Davie. Es mag Unrecht von mir ſein, es übel zu nehmen, aber weſhalb ſchenkt der Menſch uns Blumen und Früchte? Kannſt Du mir das ſagen? Er muß doch einen Grund haben.“

„Es iſt eine große Unverſchämtheit, ich gebe Dir Recht,“ ſagte Davie, „aber ich kann nicht begreifen, was in aller Welt er von uns erreichen will — verſteheſt Du es?“

„Er legte es jedenfalls darauf an, die arme Mutter für ſich einzunehmen.“

„Nun, das ſcheint ihm auch gelungen zu ſein, ſie iſt ſeines Lobes voll. Ich begrüßte ihn übrigens an der Hausthür, als er gerade in ſein Koupee ſteigen wollte. Er ſcheint durchaus kein ſchlimmer Menſch zu ſein, Aura. Warum mißfällt er Dir eigentlich ſo?“

„Ich kann es nicht ſagen, aber es überläuft mich eiskalt in ſeiner Nähe. Ich habe eine inſtinktive Ueberzeugung, daß er uns Unheil bringen wird.“

„Mein liebes Kind, welcher Unſinn! Ich habe im Gegentheile eine Ahnung, daß er mir Gutes bringen wird. Weißt Du nicht, daß er die ganze Jagd von Bartington Hill für den Herbst gepachtet hat? Wenn Ihr Frauenzimmer nur höflich und artig ſeid und Euere Karten geſchickt ausſpielt, ſo würde ich bei ihm auf die Rebhühnerjagd gehen können.“

„O, Du denkſt an Jagdfreuden!“ lachte Aura. „Weiße ich doch, lieber Davie, daß Du beinahe zehn Jahre Deines Lebens hingeben würdeſt, um einen Tag dafür als Nimrod umherzuſtreifen! Dann hältſt Du es wohl für beſſer, daß wir uns Donnerstag Nachmittags zum Thee in dieſes Menſchen Haus verfügen? Ich hatte gehofft, wir hätten uns das ſcheuten können.“

„Selbſtredend müſſen wir hin! Hat Mutter nicht ſeine Einladung angenommen? Was für eine Thorheit wäre es, ungezogen gegen ihn zu ſein! Außerdem iſt er unſer Nachbar. Heutzutage können wir es uns nicht leiſten, ſo ſchrecklich wählerisch und eigen zu ſein. Die ganze Gegend iſt voll ſolcher Leute, die durch ihr Gewerbe emporgekommen ſind. Sie ſind natürlich nicht wirklich ſeine Herren, aber einige von ihnen ſind prächtige Menſchen, und dieſer Strange iſt reich und liebenswürdig und ſcheint gaſtfrei und uns freundlich gefinnt.“

„Und vor Allem hat er eine Jagd,“ beſchloß Aura die Aufzählung von Stranges guten Eigenſchaften mit einem Lachen, das halb ſpöttlich, halb gutmüthig klang, aber ſie drückte den Arm ihres Bruders zärtlich an ſich.

Armer Davie! War er nicht Bettler an der Stätte, wo er König hätte ſein ſollen? In alten Zeiten hatte die Jagd meilenweit ringsherum, auf den ſanftgeſchwellten Hügelrücken und in den weiten, ſonnigen Thälern der Familie Bevan gehört und ſie hatten nie damit gezeigt, ihren weniger begüterten Nachbarn Freude zu machen und hatten ſie Alle — vornehme Herren, Freijaſſen, Pächter, Alle miteinander — mit großherziger Gaſtfreundſchaft eingeladen, an ihren Jagdfreuden theilzunehmen.

Aber der jezt lebende Sproß des alten Geſchlechtes, der dieſelbe glühende Luſt zum edlen Waidwerk bejaß, wie ſeine Vorfahren, war ſo weit gekommen, ein paar Jagdtage hin und wieder der Güte fremder Eindringlinge, die die weiten Morgen Landes ſeiner Ahnen an ſich gebracht, verdanken zu müſſen! Aura that ihr Bruder deshalb in der Seele leid. Sie kam ſogar zu dem Entſchluffe, daß Robert Strange um Davies Willen gebuldet werden müſſe.

3. Kapitel.

Der Augustabend war drückend heiß, und alle Fenster im Schloß Farnfoot, die auf die Terrasse hinausführten, standen weit offen.

Das Mittagessen war gerade vorüber; die Bedienten hatten das Zimmer verlassen, Herr Marchmont hatte seinen Stuhl ein wenig vom Tische zurückgeschoben und rauchte seine Cigarette in der friedlichen Gesellschaft von Frau und Tochter, Lady Abela schlürfte ihren Kaffee und sah die Briefe durch, die die Abendpost gebracht und die eben neben ihren Teller gelegt worden, und Olivia lehnte in ihrem Sessel und schaute sehnsüchtig durch das Fenster zum Mond empor, dessen Silberlicht sich über die dunklen Rasenflächen draußen stahl, und wünschte von ganzem Herzen, daß ihre Mutter das Zeichen zum Verlassen des Speisesaales geben möge, damit sie sich auf und davon machen könne.

Olivia Marchmont würde nicht um Alles in der Welt gewagt haben, sich ohne das übliche Zeichen der Erlaubniß von Seiten ihrer Mutter von ihrem Plage zu erheben.

Das arme Kind, das die jungen Bevans in ihrer zügellosen Freiheit so aufrichtig bedauerten, war ein Opfer des Zwanges auf die Spitze getriebener, moderner Bildung. Es war soviel an ihr erzogen, sie war so verschüchtert, so durch Vorschriften und Verhaltensmaßregeln eingeschränkt worden, daß es ein wahres Wunder war, daß noch eine Spur von Individualität oder Natur übrig geblieben. Ihre Mutter hatte ihre eigene Theorie über die richtige Art und Weise, ein junges Mädchen zu erziehen; sie forderte unbedingten Gehorsam, unbedingte Unterwürfigkeit.

„Erzieht ein Mädchen zu dem, was Ihr aus ihm machen wollt,“ sagte Lady Abela und deutete triumphirend auf ihr Kind, als ein Beispiel des unbedingten Erfolges ihrer Methode.

Äußerlich glich Olivia ihrem Vater und nicht ihrer Mutter. Lady Abela war groß und stattlich, hatte ausgeprägte Gesichtszüge, eine leicht gebogene Nase und einen herrlichen Anstand; Olivia aber, wie Herr Marchmont, war schlank, fast zart gebaut und blond, fast fade; Haar, Teint und Augen schienen alle zu derselben unbestimmten Farbe abgeblaßt zu sein. Ihr Aussehen verrieth eine fast peinliche Schwäche — eine Schwäche, die mit der außerordentlichen großen Mänglichkeit und Scheu ihres Charakters zusammenhing. Doch war der allgemeine Eindruck, wenn auch nicht auffallend, auf jeden Fall anmuthig und gefällig, und Alles, was durch Toilette gethan werden konnte, die Reize, die ihr die Natur verliehen, zu heben und ins rechte Licht zu stellen, war geschehen. Ihre Kleider, in Paris angefertigt, waren wahre Wunder an Schnitt und Geschmack; ihr Haar, vielleicht nicht Alles ihr eigen, wurde täglich wundervoll von Claudine, ihrer geschickten französischen Kammerjungfer, geordnet. Diamanten blitzten an ihren schlanken Fingern und in den Spitzen ihres Kleides, ein juwelenbesetztes Armband, in dem sie ihre Uhr tragen konnte, umschloß ihr Handgelenk und eine Schnalle aus Rubinen und Saphiren hielt den Gürtel um eine Taille zusammen, deren enges Maß die Verwunderung und den Neid all ihrer Freundinnen erregte. Olivia sah indessen sehr zart aus. Das war vielleicht der Grund ihres Mißerfolges in der Gesellschaft.

Trotz all ihrer Vorzüge blieb die Thatsache, die ihrer Mutter äußerst argertlich und peinlich war, bestehen, daß Olivia zwei Saisons in London mitgemacht, zahllose Courmacher und Anträge von verschiedenen zweifelhaften Glücksjägern gehabt und doch keinen wirklich annehmbaren Heirathsantrag, dem die Eltern ihre Zustimmung hätten zu Theil werden

lassen, erhalten hatte. Die Erklärung des Hausarztes, daß Olivias Mangel an frischer Lebenskraft das Ergebniß ihres eigenen, verkehrten Erziehungssystems sei, trug nicht dazu bei, Lady Abelas Bedauern abzumildern.

„Wenn Sie Ihrer Tochter erlaubt hätten, sich mit anderen Kindern umherzutreiben, draußen umherzutollen und zu spielen, hätte sie zu einem kräftigen Mädchen heranwachsen können, aber Sie haben sie gegen meinen Rath wie eine Treibhauspflanze unter einer Glasglocke gehalten, und nun müssen Sie die Folgen in Gestalt einer bleichen Gesichtsfarbe, eines mangelhaften Appetits und einer geschwächten Konstitution tragen.“

So hatte der Doktor zu ihr gesprochen, aber Lady Abela Marchmont hatte mit einer Gereiztheit, die durch die geheimen Vorwürfe ihres eigenen Gewissens noch verschärft wurde, geantwortet:

„Jedenfalls ist meine Tochter eine Dame. Ich kann Ihre reitenden, rudernden, umhertollenden, unweiblichen Mädchen, die ihre Brüder nachäffen und dabei nur laut und unfein werden, nicht ausstehen.“ —

„Siehts etwas Neues, meine Liebe?“ fragte Herr Marchmont seine Frau, „haben alle unsere Freunde Deine Einladung angenommen?“

„Fast alle, glaube ich, James,“ entgegnete die Angeredete, und schob ihm ein paar ihrer Briefe hin. „Carltons kommen — Dalrymple sagen ab.“

„Ah, das thut mir leid. Dalrymple ist ein guter Schütze.“

„Sir George Fellowes kommt allein, seine Frau ist zur Kur in Karlsbad. Nelsons kommen und“ — fügte sie mit einem bedeutungsvollen Blicke auf ihren Mann hinzu — „Herr Terenz Wynyard sagt auch zu.“ Sie blickte verstohlen zu ihrer Tochter hinüber, aber Olivia schien ihre Worte nicht gehört zu haben. „Du erinnerst Dich Herrn Wynyards, nicht wahr, Olivia?“ fragte sie, während ihr Mann die ihm zur Durchsicht unterbreiteten Briefe las. „Ich glaube, Du tanztest zwei Mal mit ihm auf dem Balle der Gräfin Collingham — dem letzten Balle der Saison — weißt Du noch?“

„Ich erinnere mich seiner, Mama.“

„Du hattest ihn gern, wenn ich mich nicht irre.“

„Herr Wynyard sieht sehr gut aus,“ lautete die gleichgültige Antwort.

„Er ist nicht nur hübsch, er ist begaubernnd,“ versetzte die Mutter mit Wärme. „Ich bin sehr von ihm eingenommen; sein Vater und seine Mutter: Lord und Lady Ortown, sind entzückende Menschen, und obgleich Terenz nur ein jüngerer Sohn ist, so wird er, wie ich höre, ein kleines Vermögen von seiner Großtante Lady Grancy erben, die sehr bejahrt ist. Ueberdies ist Lord Cliffoville, Wynyards älterer Bruder, unverheirathet und sehr kränklich. Man weiß nie, was sich in dieser traurigen Welt ereignen kann,“ schloß Lady Abela fromm mit einem Seufzer.

„Du meinst, Lord Cliffoville könnte sterben und Wynyard an seiner Statt der Erbe seines Vaters werden?“ sagte Olivia mit schwachem Lächeln, „in welchem Falle er zweimal so begaubernnd sein würde wie jetzt, nicht wahr?“

Lady Abela blickte das junge Mädchen mit einer Regung des Unbehagens an. Olivia hatte eine Art, wunderliche Dinge mit völlig ruhiger Miene zu sagen, die ihrer Mutter bisweilen zu denken gab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebe höret nimmer auf.

Skizze von M. C. Carpenter-Meyer.

Sie war wirklich noch immer eine schöne Frau, — und wenn es wahr ist, daß eine Frau so alt ist, wie sie aussieht, dann war Frau Elisabeth Hartung nicht nur eine schöne, sondern auch noch eine — junge Frau. — Freilich, es gab zwei Dinge, die energisch dagegen protestirten — ihr Taufschein und ihre Tochter.

Seit mehreren Tagen trug Elisabeth Hartung eine schwere Sorge mit sich umher. Ihre Augen sahen noch ernster als sonst in die Welt, ja sie waren zeitweise verdächtig geröthet, und nicht einmal das schmeichelnde Rosen und Witten ihres Liebling, ihrer sechzehnjährigen Tochter Lissi, konnte ein Lächeln auf ihre blauen Züge zaubern.

„Ach, liebes Mütchen, sag doch, was drückt Dich so nieder, laß mich Deine Sorge theilen, ich bin doch groß genug —“ ein leichter Stolz liegt auf dem zarten Gesichtchen des jungen Mädchens, das mit leisem Glück den breiten, goldenen Verlobungsring an ihrer linken Hand betrachtet. —

„Es ist nichts Besonderes, mein Liebling, Du weißt, Deine alte Mutter hat gar viele Sorgen, sie kann nicht immer lachen und singen, wie Du — und nun beunruhige Dich nicht, meine Lissi.“

Sie drückte den blonden, lockigen Mädchenkopf an sich, aber ihr Auge wich dem reinen fragenden Kinderblick aus.

Konnte sie das glückliche, strahlende Mädchen ihr Leid ahnen lassen, sollte sie ihr das kaum erblühte Glück trüben?

Es waren schwere Stunden für Elisabeth Hartung; sie mußte einen Entschluß fassen, es überstieg ihre Kräfte, dieses Scheinleben länger zu leben; an diese Konsequenzen hatte sie nie gedacht, nie sie in Frage gezogen. Lissi war noch immer in ihren Augen ein Kind gewesen, immer — bis — bis sie vor acht Tagen von der Eisbahn mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen heimgekehrt war und der ahnungslosen Mutter um den Hals fallend, unter Lachen und Weinen, gestanden hatte — daß „Er“ sie liebe. Und am andern Tage war „Er“ gekommen und hatte um Lissi's Hand angehalten. Er war Architekt, aus angehener Familie, einer der besten des kleinen Harzstädtchens, in dem Frau Elisabeth seit zwölf Jahren lebte. Sie hatte nur Gutes von ihm gehört, er war in Ehrenmann durch und durch. So hatte sie freudigen Herzens „ja“ gesagt und die Hände der beiden in einander gelegt. Wie glücklich und froh sie sein konnte, ihres Liebblings Zukunft zu sehen! Kein Gedanke war ihr in all der Seligkeit gekommen an ihre Schuld — und nun —

Als bei der abendlichen, schnell improvisirten Verlobungsfeier im engsten Familienkreise die Toaste kein Ende nahmen und schließlich der Vater des Bräutigams eine huldigende, lebenswürdige Rede auf die verehrte Brautmutter hielt und darin des leider so früh verstorbenen Gatten derselben ehrend gedachte — da hatte es sie gepackt wie Verzweiflung, ihr war, als ob sie hineinrufen müßte in die fröhliche Gesellschaft: Glaubst es nicht, es ist eine Lüge — — — und ohnmächtig sank sie zu Boden.

Nach langen Bemühungen der anwesenden Damen und ihrer Tochter kehrte das Bewußtsein zurück, und sie schlug die Augen wieder auf.

„Mamachen, liebes Mamachen, Sorge Dich doch nicht so sehr um mich, bist Du wohler jetzt, liebste Mutti, lächle doch einmal!“ bat Lissi in stehenden Tönen.

Sie kehrte wieder, ein wenig bleich noch, auf ihren Platz an der Festtafel zurück. Von neuem begann die Marter für sie — ach, wie weh thaten ihr all die mittheidigen, theilnehmenden Blicke, die so deutlich sagten — die Aermste, wie sehr sie noch um den Todten trauert — —!

Endlich gehen die Gäste. Glückstrahlend mit leuchtenden Augen, selig in ihrem jungen, bräutlichen Glück, küßt auch Lissi die geliebte Mutter, wünscht ihr gute Nacht und geht in ihr Stübchen. Nun ist Elisabeth allein — allein mit ihrer Qual, ihrem Leid. Stöhnend in furchtbarer Pein, sinkt sie auf das Sopha und vergräbt den Kopf in den weichen Polstern, verzweifelt schluchzt sie — —

Keine Hoffnung — keine mehr — umsonst ihr Streben und Ringen, umsonst ihre Lüge, das entsetzliche, stumme Leid der langen Jahre — keine Rettung — nur der Tod — Ihr Auge wird starr — ja der Tod — ihr scheint jetzt das Sterben so leicht — der Tod hat nichts Schreckliches mehr für sie.

Schon denkt sie an die Art, wie sie sterben will — ja sie will — es ist die einzige Sühne für ihre Schuld. Wie feige sie gewesen war all die Jahre hindurch — um die Achtung der Leute, ihrer neuerrungenen Bekannten nicht zu verlieren, um nicht dem unheimlichen „on dit“, dem mißtrauischen Achselzucken zum Opfer zu fallen, hatte sie geschwiegen — hatte mit keinem Wort der Meinung der Leute, daß sie eine Wittwe sei, widersprochen, verschwiegen ihrem einzigen, vergötterten Kinde, daß sein Vater lebte, verschwiegen, daß sie eine davonaelaufene, pflichtvergessene Frau war, entzog das Kind dem Vater, dem Manne — an dem sie, trotz allem, noch heute, nach zwölf Jahren, hängt mit Leib und Seele — und der todte für sie ist und sein wird. Ja, sie will sterben.

Doch erst muß sie ihre Schuld sühnen und zu ihm gehen, — ihr Athem stockte, ihr Herzschlag fiebert bei dem Gedanken — doch es giebt ja sonst keine Hülfe — sie will zu ihm gehen und ihm ihr — sein Kind empfehlen; dann will sie sterben. Sie werden dann an ihr Todtenlager treten, ihr Gatte und ihre Tochter, und jener fremde Mann, ihres Kindes Liebe; und sie werden reden über sie — werden ihr vielleicht verzeihen — aber sie wird es nicht mehr hören, nicht mehr sehen. —

Der Morgen dämmert herauf, entschlossen erhebt sich Elisabeth von dem Sopha, wo sie sich den entsetzlichen Entschluß abgerungen, sie zündet die Lampe an, geht an den kleinen Schreibtisch und beginnt ihre Papiere und Sachen zu ordnen. Vieles zerreiht sie, anderes ordnet sie gewissenhaft und legt es zurück, aus der mittleren Schublade endlich nimmt sie ein Bild. Es stellt einen Mann mit 'schönen, genialen Zügen dar, leuchtende, große Augen beleben ein charakteristisch-vornehmes Gesicht. Sie betrachtet es lange, endlich neigt sie sich darauf nieder und küßt es — dann schließt sie es wieder ein mit dem übrigen.

Am Morgen beim Kaffeetisch, wo sie der lustig, glücklich plaudernden Tochter gegenübersteht, sagt sie, deren fröhlichen Bericht über eine geplante Dilettanten-Theatervorstellung unterbrechend:

„Lissi, ich muß auf kurze Zeit verreisen, nach Berlin — ich hoffe indes schon morgen zurück zu sein; Du wirst mein vernünftiges Töchterchen sein und ruhig hier mit der alten Hanne wirthschaften. Damit Du nicht allein bist, habe ich Fräulein Herter, Deine angebetete Klavierlehrerin, durch ein Briefchen gebeten, die beiden Tage hier zu verleben, sie hat es mir zugesagt, und da ich von meiner vorjährigen Reise her weiß, wie gut Ihr mit einander lebt, kann ich auch diesmal unbeforgt reisen.“

Elisabeth hat das alles, wie etwas auswendig Gelerntes hergesagt, ihre Gedanken sind schon weit ab.

„Ach, Mamachen, darf ich Dich nicht begleiten? Berlin, wie schön muß es sein — nimm mich doch mit!“ Lissi sieht stehend zu ihr auf.

„Nein, mein Kind, ein ander Mal!“ Wie konnte sie — sie mußte ja nicht, welcher Empfang ihrer harnte — nein —

Entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit steht sie heut lange vor dem Spiegel und betrachtet scharf ihr Gesicht. Sie denkt daran, als ihr Lissi erzählte, daß ihr Bräutigam zuerst durchaus nicht glauben wollte, daß ihre junge, schöne Mama wirklich ihre Mutter sei — sie denkt an all die galanten Reden und Schmeichelworte, die man ihrer Schönheit gesendet — und schärfer, prüfender sieht sie in den Spiegel — wahrlich, hier ein Fältchen und dort — und dort — und an den Augen, ganz fein und leicht noch — und das Haar, das schöne, leichtwellige, dunkelbraune Haar — ganz, ganz einzeln und selten noch — aber unleugbar vorhanden — die ersten grauen Haare — und der bittere Zug um den Mund und die tiefen Schatten in den Augen — — drei harte Worte find's, die wehmüthig von ihren Lippen fallen — eine leise, versteckte Klage, versteckt hinter geißelnder Selbstironie — „Eine alte Frau!“ Sie sagt es, sich achselzuckend abwendend — „eine Frau — von 36 Jahren — eine alte Frau!“

Trotz dieser harten Selbstkritik macht sie auf das Sorgfältigste Toilette. Ein elegantes, schmeres, schwarzes Seidenkleid unrauscht ihre volle, imponante Figur in starren, schweren Falten, befriedigt schließt sie den letzten Haken der Taille und tritt noch einmal prüfend vor den Spiegel — erschreckt weicht sie zurück, wie schlecht ihr das stand, das blasse, erregte Gesicht mit den nervös flackernden Augen, die so tief in ihren Höhlen liegen — nicht unsichtbar sind die Folgen der durchdrungenen, qualvollen Nacht — sie reißt die Haken wieder auf und zieht die Taille ab, geht an den großen Kleiderschrank und entnimmt ihm eine Sammetblouie, die sie anzieht. Wie viel

besser sie nun aussieht, wie gut der dunkelrothe, leuchtende Ton des Sammets zu ihrem blassen Teint paßt — früher trug sie Nets diese stumpfe, rothe Farbe. — „Er“ hatte sie so gern darin gesehen — ist es diese Erinnerung, die die glühende Röthe ihr in die Wangen treibt, schon will sie die Blouse wieder mit der schlichten, unorthodoxen Taille vertauschen — nein — sie zuckt ungeduldig mit den feinen Schultern, ihr Mund lächelt geringschäßig — pah, es ist ja gleich — eine alte Frau — eine Frau in ihren Jahren.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Neue Indianer-Geschichten. Die Indianer sind im Aussterben begriffen. Das Bild, von dem sie lebten, wurde ausgerottet, die Wälder wurden zerstört, und die einzelnen Stämme sind gezwungen, ihr Nomadenleben aufzugeben und sich in den ihnen zugewiesenen schmalen Gegenden anzusiedeln. So erzählt nach der „N. Fr. Pr.“ Mr. George Bird Grinnel im „Atlantic Monthly“. Grinnel's Artikel ist schon deshalb interessant, weil der Verfasser lange Jahre unter Indianern gelebt hat, das Volk mit großer Liebe beschreibt und dessen Sitten, von denen viele theils ganz unbekannt, theils auch in der ersten Literatur entstellt dargestellt wurden, in neuem Lichte schildert. Seine Beschreibungen des Indianerlebens in früheren Zeiten gewähren ein malerisches Bild. Es war eine schöne Zeit, erzählt der Autor, als ich noch die wilden Männer mit langwallendem Haar aus ihren Ponies daherstürmen sah, Pferd und Reiter wie aus einem Guß. Es war nicht weniger herrlich, mitten unter fünfhundert von ihnen hinter den Büffelherden herzujaugen. Neugierig anheimelnd sind die Schilderungen, die der Autor von dem indianischen Dorfe entwirft. Daß die amerikanischen Indianer oft roh sind und rohen Lastern fröhnen, kann auch Grinnel nicht leugnen. Andererseits haben sie aber große Tugenden; sie sind ehrlich, tapfer, gastfreundlich, lieben ihre Familie, sind treu und halten auch dem Feinde ein Versprechen. Mr. Grinnel erzählt darüber einige bemerkenswerthe Umstände. Im Jahre 1879 ergaben sich die Kanakawämme dem General Miles, dienten vier Jahre als Kriegsgefangene treu der Regierung und wurden hierauf entlassen. Ebenso genau halten sie sich an eine einmal abgemachte Sache. Wenn ein Mann der auf dem Indianer-Territorium lebenden Stämme einen seiner Gefährten tötet, so kommt er vor das Gericht des Stammes, das ihn, wenn er überwiesen wird, zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Der Tag der Hinrichtung wird festgesetzt, der Verurtheilte sodann gegen das Versprechen, zur angegebenen Zeit auf dem Plage zu sein, entlassen. Jeder ist noch zurückgekehrt, so behauptet wenigstens Herr Grinnel. Oft übertrifft der Indianer an Geduld, Großmuth und Liebe für Weib und Kinder den Europäer. Auch an Ehrlichkeit mangelt es ihm nicht. In Debatten entwickelt er Tugenden und eine Höflichkeit, die manches europäische Parlament sich zum Muster nehmen könnte. Die Stellung der Frau unter den meisten Stämmen entspricht ebenfalls nicht den Schilderungen, nach denen die „Squaw“ die Skavin, das Arbeitsthier des Mannes ist. Die Frau arbeitet schwer für ihre Familie, doch steht ihr der Mann rader zur Seite. Die Ansicht, daß der Frau alle Arbeit zufalle, ist allgemein verbreitet, und oft habe ich, erzählt Grinnel, gesehen, daß die Frau nirgends mehr Sorgfalt für sich verwenden kann, als in indianischen Lagern. Bei manchen Stämmen hat die Frau ihren eigenen Besitz, in einigen Stämmen werden sogar Frauen zum Oberhaupte gewählt. Ueberall werden sie mit Respekt behandelt und haben großen Einfluß. Die Frau empfindet absolut keine Furcht vor ihrem Manne; sagt er etwas in ihrer Gegenwart, was ihr nicht angenehm ist, dann giebt auch sie ruhig ihrer Meinung Ausdruck. Diese Schilderung giebt jedenfalls ein anderes Bild über die gequälte Frau des Indianers, von der in der ethnographischen Literatur allgemein gesprochen wird.

Das Pfeifen im Theater als Mißfallsbezeugung soll in Paris und zwar um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts entstanden sein. Bei einem schlechten Stück wünschten die Zuschauer den Vorhang fallen zu sehen; man rief: „La toile — à bas! A bas la toile!“ u. i. w. Und als dies nichts half, da fiel es einem Piffikus ein — zu pfeifen. Mit einer Pfeife gab nämlich damals der Invidient das Zeichen zum Aktluß, und der Malchimit, der in dem gebräuchlichen Signal den Wunsch seines Herrn und Meisters zu vernehmen glaubte, ließ den Vorhang ohne Weiteres fallen. Man lachte und klatschte, und von da ab war das Pfeifen bei ähnlichen Fällen eingeführt.

Heirathslustige Toreros. Eine wahre Heirathsepidemie scheint unter Spaniens berühmten Stierkämpfern ausgebrochen zu sein. Zu den Toreros, die im Laufe der letzten Wochen ihren Kopf in die von Symen ausgeformte Schlinge steckten, gehörten auch Lagartijillo und der gefeierte Bombita. Die Trauung des Ersteren fand in Madrid,

die des Anderen in einem großen Dorfe nahe bei Sevilla statt. In beiden Orten erregten die Feillichkeiten ein ganz außerordentliches Aufsehen und Interesse. Von allen Seiten regnete es Geschenke. Zahlreiche vornehme und hervorragende Persönlichkeiten unterließen es nicht, die Helden der Arena zur Wahl ihrer Lebensgefährtinnen, die zu den anerkannten Schönheiten des Landes zählten, persönlich zu beglückwünschen. Der Enthusiasmus des für seine Loreros schwärmenden Volkes aber befandete sich in so lärmender Weise, daß es mehrere Male zu Ausschreitungen zu kommen drohte. Eine an Tollheiten grenzende Lustigkeit herrschte besonders bei Bombitas Hochzeit. Das interessante Schauspiel, daß der von Sevilla sich ergießende schier endlose Strom von bunt herausgeputzten Menschen bot, die zu Pferde und auf Mauleseln, in eleganten Equipagen und alten Karossen, auf Lauffuhrwerken und allerlei sonstigen Vehikeln, deren man habhaft werden konnte, dahergezogen kamen, wird den Leuten lange in der Erinnerung bleiben.

Die Bastille in Paris wird wieder aufgebaut, wenigstens theilweise. Bei den Ausschachtungen für die Stadtbahn stießen die Arbeiter, wie der „Bos. Ztg.“ geschrieben wird, auf einen großen runden Thurm. Gemeinderathsmittglied Villain, einer der emfigen Erforser der Pariser Alterthümer, konnte feststellen, daß es die Tour de la liberté, einer der großen Thürme an den vier Ecken der ein Rechteck bildenden Bastille, sei. Die Stadtbehörde hat ihn beauftragt, den Thurm Stein für Stein abbrechen zu lassen, um ihn an einer anderen geeigneten Stelle, wahrscheinlich in dem neuen Square (an Stelle des St. Antonius-Artenhauses) im Foubourg St. Antoine, wieder genau so aufzubauen, wie er gewesen. Der Turmstumpf ist immer noch gegen sechs Meter hoch, was sich leicht erklärt. Die Bastille stand tief in einem Wallgraben, der ausgefüllt wurde. Man gab sich nicht die Mühe, das Gebäude überall bis auf den Boden abzureißen. Deshalb ist zu erwarten, daß noch weitere bedeutende Reste der Bastille bei den jetzigen Ausschachtungen entdeckt werden. Der Bau der Stadtbahn stößt vielfach auf unerwartete Hindernisse, wie alte feste Kellergewölbe, Kirchhöfe mit gemauerten Grabstätten und Fundamente verschiedener Gebäude.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die Musikalienhandlung **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig ehement loben ihre Mittheilungen Nr. 56, die mit dem Bilde des ehemaligen Kantors der Leipziger Thomasschule, Moriz Hauptmanns geschmückt sind, von dessen Werken die Verlagsbandlung eine Gesamtausgabe der Gesangwerke zu billigen Preisen veranstaltet hat. — Nunmehr ist auch die Partitur zu Finales Musikdrama „Godeleva“ erschienen, das erstmalig in Brüssel aufgeführt wurde und demnächst in Milwaukee aufgeführt wird. Seinem „Franziskus“ (in sechs Jahren nahezu hundert Mal aufgeführt) ist ein Erfolg zu Theil geworden, wie nie zuvor einem Werke ähnlicher Art. — Den vielen Freunden Gerhart Hauptmanns dürfte die Nachricht willkommen sein, daß seine Märchendichtung „Die veruntene Glocke“ von Heinrich Böllner, Universitätsmusikdirektor in Leipzig, in Musik gesetzt worden ist. Gerhart Hauptmann hat dem Komponisten zu der kongenialen Vertonung des Dramas, das im April erscheinen wird, auf das Wärmste beglückwünscht. — August Enno's Oer „Alopatra“, die in Dänemark und in den Niederlanden 55 Aufführungen erlebte, hat am 25. Dezember 1898 gelegentlich der ersten deutschen Aufführung im Stadttheater in Breslau ebenfalls großen Beifall gefunden. — Mit der Gesamt-Ausgabe von Joh. Cv. Haberts Werken geht die Verlagsbandlung nun rüstig vorwärts, denn sie kündigt 8 Bände als demnächst erscheinend an. — Zur Herausgabe gelangen ferner zwei, durch mehrfache Aufführungen erprobte, beifällig aufgenommene Symphonien: W. Berger's B-dur- und Fel. Weingartner's G-dur-Symphonie. — Die Breitkopf u. Härtel'schen Mittheilungen bringen ein Verzeichniß der zum Zeit im Verlage von Breitkopf u. Härtel erschienenen Kompositionen Joseph Joachim's, sowie eine kurze Lebensbeschreibung und ein Bild dieses edlen Künstlers, der auf eine nahezu 60jährige Wirkksamkeit zurückblicken kann. — Nach dem 64 Seiten umfaßenden Musikverlagsbericht 1898 hat die Verlagsbandlung im vergangenen Jahre die gründliche Ordnung ihres umfangreichen Verleges zu Ende geführt, und in Verbindung damit auch die Preise einheitlich gestaltet. Es handelt sich hierbei um nicht weniger als 7000 Hefte für Klavier, 2800 Hefte für Streich-, 600 Hefte für Blasinstrumente etc. — Die Mittheilungen sind von der Verlagsbandlung unentgeltlich zu beziehen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Druck und Verlag von D. T. Schiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.